

sondern auch verfolgt, sollte man meinen, daß kein erwünschter Tausch unterbliebe, daß infolgedessen Angebot und Nachfrage immer den Weg zu einander fänden, alle Produktionsfaktoren ständig beschäftigt und alle Märkte, hier insbesondere der Arbeitsmarkt, jederzeit „geräumt“ würden. Wäre dem wirklich so, dann könnte es nur freiwillige, keine unfreiwillige Arbeitslosigkeit geben. Der Verfasser unternimmt es, auch die unfreiwillige Arbeitslosigkeit nicht mit Hilfe von sogenannten ad-hoc-Annahmen, sondern streng theoretisch zu erklären. Infolge der fehlerhaften Verdeutschung wird der Beitrag leider vielen Lesern unverständlich bleiben.

Ein Muster von klarer Gliederung, begrifflicher Schärfe und verständlicher Sprache ist B. Molitors Beitrag „Wirtschaftstätigkeit des Staates in der Marktwirtschaft“ (37–48). Ähnlich zu rühmen ist auch der Beitrag von R. Zeppernick „Mehr Staat oder mehr Markt? Die Forderungen nach einer neuen Industrie- und Forschungspolitik“ (69–84). Um so enttäuschender ist der von einer Wirtschaftsjournalistin überarbeitete (vergrößerte?) Beitrag eines der beiden Herausgeber des Jahrbuchs, A. Gutowski, „Arbeit und Soziales im Rahmen der marktwirtschaftlichen Ordnung“ (49–68), der zweifellos den vollen Beifall des Kreises gefunden hat, vor dem er vorgetragen wurde, der auch eine Menge unbestreitbar berechtigter Kritik enthält, im ganzen aber einen einseitigen Ökonomismus und eine im »Hamburger Jahrbuch« befremdende Verständnislosigkeit, um nicht zu sagen Geringschätzung für alles verrät, was „sozial“ ist oder als „sozial“ etikettiert wird.

In ganz anderem Sinn fällt aus der gewohnten Richtung der Beitrag von G. Gerfin und Mitarbeitern (155–176) heraus; er wendet sich nicht an den breiten Kreis derer, die nach abgeschlossenem wirtschaftswissenschaftlichem Studium den Kontakt mit der Wissenschaft nicht abreißen lassen wollen, sondern an den engen Kreis derer, die weiter forschend in der Wissenschaft tätig bleiben. Nach diesem auch mich überfordernden devisentheoretischen Beitrag liest man, was Bundesbankpräsident K. O. Pöhl über „Spannungsverhältnis nationaler und internationaler Währungspolitik aus der Sicht der Bundesrepublik“ (177–186) zu sagen hat, mit wahren Hochgenuß.

– Auch die hier nicht eigens aufgeführten Beiträge behandeln wohl ausgewählte Themen und sind inhaltlich gewichtig.

Der Band im ganzen entspricht voll den durch alle seine hier jeweils bei ihrem Erscheinen gewürdigten Vorgänger erweckten Erwartungen. Man kann nur wünschen, daß das „Hamburger Jahrbuch“ ungeachtet allen Wandels der äußeren Verumständung (vgl. die letzte Würdigung hier 203, 1985, 141 f.) seiner ursprünglich gesetzten Aufgabe auch künftig die Treue wahre.

O. v. Nell-Breuning SJ

Kommunikation im Wandel der Gesellschaft. Festschrift für Otto B. Roegge. Hrsg. v. Erhard SCHREIBER, Wolfgang R. LANGENBUCHER, Walter HÖMBERG. 2. revidierte und erweiterte Auflage. Konstanz: Universitätsverlag 1985. 396 S. Kart. 48,-.

Zum 60. Geburtstag des bekannten Publizisten und Kommunikationswissenschaftlers Roegge erschien eine Festschrift mit Beiträgen von 30 Journalisten, Publizisten, Wissenschaftlern, Politikern. Sie war rasch vergriffen und wurde nun zum 65. Geburtstag des Jubilars revidiert und erweitert neu aufgelegt. Der Rezensent steht bei Festschriften immer vor der Frage, wie er dem Geehrten und den ihn durch ihre Beiträge Ehrenden gerecht werden soll. Es ist unmöglich, alle Beiträge zu rezensieren, gleichzeitig aber sollten die Beiträge facettenartig das Spektrum, den Horizont des Jubilars ausleuchten. Auch in dieser Festschrift bringt nicht jeder Artikel eine fundamental neue Erkenntnis. Aber die „hochkarätigen“ Verfasser der Beiträge haben nicht nur einen bunten Strauß geliefert, sondern auch ein respektables Nachschlagewerk zum Thema „Kommunikation im Wandel der Gesellschaft“. Lobend soll erwähnt werden, daß Wissenschaft in der Festschrift lesbar angeboten wird; leider sind ja manche kommunikationswissenschaftliche Artikel heute nur verständlich, wenn man den Verfassercode kennt.

Die Gliederung der Festschrift liefert die Facetten der Gesamthematik. Der Rezensent erlaubt sich, aus jedem Kapitel nur einen Beitrag zu nennen, ohne damit ein Werturteil über die anderen abzugeben. Das erste Kapitel „Determinanten

der Kommunikation“ (fünf Beiträge) leitet N. Lobkowicz mit dem Beitrag „Schicksale des Erfahrungsbegriffs“ ein und verweist auf die philosophische Dimension der Kommunikation. Die pädagogische Facette wird von H. Maier im zweiten Kapitel „Vermittlung und Sprache“ (fünf Beiträge) mit dem Thema „Medien als Miterzieher“ eingefügt. Einen politischen Akzent setzt F. Ronneberger mit „Anmerkungen zur Rundfunkkontrolle“ im dritten Kapitel „Aspekte der Medienpraxis“ (fünf Beiträge). Er berichtet aus eigenem Erleben über die Arbeit der Rundfunkräte, speziell über die Rolle der Parteienvertreter. Im vierten Kapitel „Religion, Kirche, Kommunikation“ (vier Beiträge) befaßt sich F. H. Fleck mit „Leitlinien einer Kommunikationspolitik in christlicher Sicht“. Insgesamt ist dieses Kapitel, wenn man an die zahlreichen Veröffentlichungen des engagierten Katholiken Roegele zur Thematik Kommunikation und Kirche denkt, mager ausgefallen.

Erfreulich ist es, im fünften Kapitel „Kommunikationspolitik und Medienrecht“ (sieben Beiträge) den Aufsatz von P. Glotz „Die Sicherung der Kommunikationsfreiheit unter dem Druck technischer Innovation“ zu finden. In der Fußnote heißt es, daß es sich um die erweiterte Fassung eines Vortrags vor einer medienpolitischen Fachtagung der SPD handelt, und: „Er ist Otto B. Roegele gewidmet, mit dem eine vertrauensvolle

Zusammenarbeit möglich ist, auch wenn man in vielen Fragen ganz unterschiedliche Meinungen vertritt.“ Das sechste Kapitel „Kommunikation im Wandel: Europäische Perspektiven“ (vier Beiträge) ist leider allzu mager ausgefallen. Der Rezensent fand den Beitrag von A. Faus-Belau „Die Kohärenz der europäischen Fernsehmonopole“ recht instruktiv, vermißte jedoch den Beitrag eines französischen Kollegen; immerhin hat sich Roegele große Verdienste für deutsch-französische Begegnungen erworben. Schließlich noch die kritische Frage: Hätte nicht wenigstens ein Beitrag über die DDR oder die „deutsch-deutsche Kommunikation“ in diese Festschrift gehört?

Eine biographische Skizze über den Jubilar, eine eindrucksvolle Auswahlbibliographie runden die Festschrift ab, geben einen Einblick in das Leben und Wirken eines Publizisten und Wissenschaftlers mit weitem Horizont, Sachkenntnis und Engagement für Kirche und Demokratie. Insgesamt: Eine gelungene Festschrift. L. Boss-hart bezeichnet sie zu Recht als „Lehrstück über den Netzcharakter von Kommunikationsstrukturen“. – Zum Abschluß noch ein kleiner Seitenhieb auf Festschrift-Herausgeber: Warum neigen sie dazu, den Jubilar so zu „verwissenschaftlichen“, daß sie die Existenz einer Ehefrau und Familie verheimlichen? Der „real existierende“ Publizist und Wissenschaftler weiß, was er seiner Ehefrau verdankt!

P. Roth

Frauenforschung

Eva. Gottes Meisterwerk. Hrsg. v. Elisabeth Gössmann. München: iudicium 1985. 290 S. (Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung. 2.) Kart.

Erstaunlich rasch ist Elisabeth Gössmann mit dem zweiten Band ihres „Archivs für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung“ zur Stelle. Er ist nicht weniger sorgfältig gearbeitet als der erste (vgl. diese Zschr. 203, 1985, 500), der die „Querelle des femmes“ im 17. Jahrhundert zum Gegenstand hatte; er spiegelt jetzt den Diskussionsstand zu Beginn des 18. Jahrhunderts wider. Unter den insgesamt 10 Einzelbeiträgen sind auch diesmal nur zwei von Frauen verfaßt; aber diese Beiträge, die sich beide mit der Gleichwertigkeit der Frau befassen und

den Zugang zu allen akademischen Studien für sie fordern, sind sprachlich und argumentativ von hohem Rang. *Lucretia Marinella*, noch dem 17. Jahrhundert zugehörig, tritt ungewöhnlich selbstbewußt auf und schildert die Vorzüge der Frau im Bild der Eva als Gottes Meisterwerk. *Dorothea Christiane Leporin*, 1715 geboren und die erste promovierte Ärztin in Deutschland, schreibt nüchterner, dafür zeit- und praxisnäher. Beide Frauen besitzen eine umfassende Bildung, profunde Sprachkenntnisse, Eloquenz und Beherrschung der diskursiven Methode.

In der Einleitung (7–21) begründet die Herausgeberin die Auswahl. Die acht Beiträge von Männern sind deshalb wichtig, weil sie den Diskussionsstand der Frauenfrage um 1700 markieren